

Martin Conrath

**Das schwarze Grab**

Emons Verlag Köln

(c) Hermann-Josef Emons Verlag

Alle Rechte vorbehalten

Umschlagzeichnung: Heribert Stragholz

Druck und Bindung: Clausen & Bosse GmbH, Leck

Printed in Germany 2005

ISBN 3-89705-403-5

[www.emons-verlag.de](http://www.emons-verlag.de)

1.

Der Mann passte viermal in den Durchmesser der Seilscheibe, von der die armdicken Stahltrossen in drei Monaten abgebaut werden sollten. 187,5 Zentimeter mal vier. Siebeneinhalb Meter. Seine Gesichtsfarbe hatte sich dem fahlen Weiß des eintausendfünfhundert Tonnen schweren Fördergerüsts angepasst. Unter seinen Fingernägeln klebte fettiger, schwarzer Staub. Die Besuchergruppe war wieder nach unten gefahren, niemand würde sich später an den Mann erinnern können. Die silbergrauen, ultrakleinen Digitalkameras hatten in ihren Arbeitsspeichern all das, was der Mann schon tausendmal gesehen hatte, in Nullen und Einsen verwandelt: die Absinkweiher, der große und der kleine. Die alten Fördergerüste von Schacht zwei und drei. Die Fördermaschine. Bei jeder der seltenen Führungen gab es ein kollektives erstauntes Ausatmen der Besucher, wenn die Leistung bekannt gegeben wurde: zehntausend PS. Und bei jeder Führung gab es einen Witzbold, der meinte, das Maschinchen hätte er gerne unter der Haube seines zehn Jahre alten Golfs.

Die Schwarzweißkaue. Wo sich die Bergleute vor der Schicht umzogen und nach der Schicht den Schweiß, den Staub und manche die Angst abwuschen. Schwarz für die Arbeitskleider, weiß für die Straßenkleider. Jede Kachel kannte der Mann dort. Die Kaffeeküche. Wie viele Ringel

Lyoner sind dort über den Tresen gegangen? Wie viele Liter Tee? Wie viel Bier? Der Mann kam zu keinem Ergebnis und wandte sich nach Norden. Da lagen die niedlichen Häuser von Göttelborn, dem kleinen saarländischen Dorf, das der Kohle Existenz und Identität schuldete. Der Mann machte ein paar Schritte, wandte den Seilscheiben den Rücken zu und betrachtete seinen Feind, das Sonnenkraftwerk, das perfekt nach Süden ausgerichtet war. Glasplatten, mit Siliziumkristallen überzogen, schimmerten bläulich in der Mittagssonne, die heiß herunterbrannte, die Platten auf über einhundert Grad Celsius aufheizte und damit den Wirkungsgrad erheblich herabsetzte. Je heißer die Platten, desto schlechter die Ausbeute an Strom.

Die Autobahnen A 1 und A 8 schlossen die Grube Göttelborn in einem Dreieck ein. Erhob man sich noch weiter als die einundneunzig Meter des Fördergerüsts über die Welt, ergab sich eine andere Sicht: Göttelborn lag in einem Autobahnviereck, dessen nördlicher Punkt das Saarbrücker Kreuz markierte. Nach Trier, Saarlouis und Luxemburg führten die Straßen, nach Neunkirchen, Saarbrücken, Mannheim und Karlsruhe.

Einundneunzig Meter, dachte der Mann. Wenn ich springe, dauert es vier Sekunden, bis ich tot bin. Leise zählte der Mann. Einundzwanzig, zweiundzwanzig, dreiundzwanzig, vierundzwanzig, tot. Wenn ich springe, werden die Zeitungen schreiben: Er ist vom höchsten Fördergerüst Europas gesprungen. Als Erster. Niemand

zuvor hat etwas Vergleichbares getan. Unsterblich werde ich sein, und noch in hundert Jahren wird man von mir sprechen, manche tuschelnd hinter vorgehaltener Hand, andere lautstark in einer Kneipe nach einigen Glas Bier. Soziologen werden nüchtern über den Mann von Schacht IV Theorien verbreiten, die alle falsch sein werden. Nur ich weiß, warum ich springen muss. Warum muss ich springen? Um ein Zeichen zu setzen. Um mich zu opfern, damit andere gerettet werden. Damit der Untergang aufgehalten wird. Das ist ein gutes Ziel, ein Ziel für das es sich zu sterben lohnt: Gerechtigkeit.

Der Mann stieg auf die Brüstung.

Ich hätte die Medien informieren sollen, dachte er. Obwohl. Dann hätte man versucht, mich daran zu hindern. Irgendein Aufrechter hätte die Behörden alarmiert, und das Fördergerüst der Kohlengrube Göttelborn wäre gesperrt worden.

Mit einer Hand hielt er sich an einer Strebe fest, ließ seinen Oberkörper leicht nach vorne kippen, gerade so, dass er nicht stürzte. Noch nicht. In seiner Brust spürte er Wellen von Panik zusammenlaufen. Damit hatte er gerechnet und sich vorbereitet. Mehrmals atmete er tief durch, schloss dabei die Augen, sein Herz hörte auf zu rasen, die Schmerzen in seinem mächtigen Brustkorb ließen nach.

Die Gedanken stoppten. Dann sprangen sie umher und veränderten sich, wägten ab, der uralte Instinkt des Überlebens schlich sich an wie eine Katze bei der Mäusejagd

und brachte ihn auf neue Ideen.

Warum ich? dachte der Mann plötzlich. Nicht dass es mir etwas ausmachen würde. Aber dennoch. Nicht ich bin schuld am Untergang. Die Schuld tragen andere, und sie entziehen sich der Verantwortung, seit fast zwanzig Jahren. Muss ich dann nicht die Täter mit ihren Verbrechen konfrontieren und sie richten? Niemand sonst will es tun, kann es tun. Die Wahl ist auf mich gefallen, weil ich es kann und will. Wenn ich aber springe, gebe auch ich die Verantwortung ab. Das kann ich nicht tun. Denn ich weiß, wie, wo und wann das Gericht tagen wird, mit mir als rechtmäßigem Richter und Henker. Mein Gehilfe steht fest zu mir. Wir haben die Pläne geschmiedet, hundertfünfzig Jahre Wissen und Erfahrung sind eingeflossen, nichts kann den Plan gefährden. Aber wer bin ich, dass ich entscheide über Leben und Tod anderer? Das darf nur einer. Gott soll entscheiden, sein Urteil nehme ich klaglos an.

Langsam löste er die Hand von der Strebe. Jetzt verbanden ihn nur noch zweihundert Quadratzentimeter Schuhsohle mit dem sicheren Halt des Fördergerüsts. Er breitete die Arme aus und rief der Sonne entgegen: »Ich bin der König der Berge.« Dann wartete er. Nichts geschah. Kein Lufthauch, der ihn ins Schwanken gebracht hätte; sicher stand er auf der schmalen Brüstung. Einen Fuß hob er hoch, streckte ihn nach vorne aus. Ein wenig schwankte der große Mann nach rechts, aber er fiel nicht. Der Fuß tastete sich zurück auf die Brüstung, dann stieg der Mann,

der sich selbst erwählt hatte, zurück auf den Stahlboden des Gerüsts. Noch einmal blickte er nach unten und stellte fest, dass er keine Angst mehr hatte. Weder vor dem Sprung noch vor dem, was er in den nächsten Monaten tun musste. Endlich war die Gelegenheit da, er hatte so lange gewartet. Der Tod hatte seinen Schrecken verloren. Jetzt war er bereit zu tun, was getan werden musste, denn Gott, die oberste Berginstanz, hatte entschieden.

Mit einem Lied auf den Lippen zückte er sein Handy, drückte die Taste und wurde sofort verbunden; eine Stimme meldete sich, die der Mann schon lange kannte. Inzwischen war er an der Stahltür angekommen, die zum Aufzug führte. Damit dauert es etwas länger, bis ich unten bin, aber das macht nichts, dachte der Mann, lächelte und flüsterte ins Handy: »Die Entscheidung ist gefallen. Von höchster Stelle. Wir bereiten uns vor. Alles wird geschehen, wie wir es geplant haben.« Der Mann sah vor sich, wie sich die Gesichtszüge seines Sohnes am anderen Ende der Verbindung zuerst entspannten, dann ein leichtes Lächeln die Mundwinkel nach oben zog, aber nur ein klein wenig. Ohne eine Antwort abzuwarten, unterbrach der Mann, steckte sein Handy in die Tasche und trällerte sein Liedchen weiter. Dann erinnerte er sich an ein Gedicht von Adolf Groß. Adolf Groß. Der saarländische Bergmannsdichter. Tot seit vierundvierzig Jahren. Gestorben am dritten Juni 1962. Der Mann hatte ihn kennen gelernt, als er noch ein Junge war, der gerade mit seiner Lehre als Bergmann

begonnen hatte und schon nach wenigen Worten war er von Adolf Groß beeindruckt gewesen, von den klaren, einfachen Gedanken und dem tiefen Vertrauen in Gott. Adolf Groß sagte einfach: »An Gottes Segen ist alles gelegen.« So wie heute. Wenn Gott es will, wird es gelingen. Der Mann hörte auf zu singen und sagte leise und voll Ehrfurcht das Gedicht auf, an das er sich erinnert hatte.

»Zu Berge fuhr sein Urahn schon / der Vater folgte und dann er, des alten Bergmannshauses Sohn

So an die zwanzig Jahre fährt er nun schon ein / zur selben Zeit tagaus, tagein / prüft an der Kaue des Geleuchtetes Schein / spricht sein Gebet und sein Glück auf / bevor sich neuet noch des Tages Lauf.

Ihn schrecken Nacht und Dunkel nicht / denn durch die Stollen leuchtet ihm sein Licht. / Wenn auch das Schicksal täglich ihn zum Teufel stößt / daraus seine Sehnsucht zu den Sternen strebt / so wird er dennoch täglich neu erlöst / wenn sich der Korb mit ihm empor zur Sonne hebt.

Das ist sein Los / dass er aus tiefer Erde Schoß / der Urzeit eingefang'ne Sonnenkraft zur Sonne hebet neu hinauf / und dessen klingt sein Gruß: Glück auf / dass er durch Sprüng' und Klüfte treibt das Ort / ob auch der Berg im Grimme grollet, da und dort / und ob auch steinerne Gewalten / die schwarzen Schätze fest umklammert halten / ob auch sein Kamerad dem Bergmannstode jäh erliegt: / er fährt doch ein, bis dass der Berg besiegt!

Zu Berge fuhr vor ihm sein Urahn schon / und, so's der

Ew'ge will, so folgt ihm auch sein Sohn.«

Mit jeder Zeile steigerte sich die süße Trauer des Mannes, wie in Gräben liefen Tränen die tiefen Falten entlang, die jetzt, am Sonntag Nachmittag frei waren von schwarzem Staub. Der Aufzug kam mit einem leichten Ruck zu stehen, die Tränen waren getrocknet, die Türen glitten zur Seite, grelle Sonne blendete den Mann, der jetzt mit federnden Schritten zum Pfortnerhaus eilte, vorbei an den alten Fördergerüsten von Schacht drei und zwei, zur Linken das Förderband, das die Kohle in den Wascher fahren sollte, kurz grüßte der Mann den Wachhabenden, er setzte sein Auto in Gang und mit jedem Meter, den er fuhr blickte er zuversichtlicher in die Zukunft. Er ließ den Parkplatz hinter sich, auf dem es keinen freien Platz mehr gab, außer seinen, eine Lücke, die bald ein anderer füllen würde, bog links ab auf die Hauptstraße und hatte nach wenigen Minuten die Auffahrt zur Autobahn erreicht.

»So folgt ihm auch sein Sohn!«, rief er der Windschutzscheibe zu, trat das Gaspedal durch, schoss auf die Autobahn, ließ das Seitenfenster hinab gleiten, atmete die warme Luft und schrie mit voller Kraft in den Fahrtwind: »Bis dass der Berg besiegt!«